

Nr. 97. Bydgoszcz/ Bromberg, 29. April 1938

Im Kino fing es an..

Roman von Hugo M. Kritz.

Diesen Brief nahm sie sich nun vor. Ein Umschlag fehlte. Links oben war in geprägten weißen Buchstaben zu lesen: Berlin W, Kaiserallee 179a. Das dicke, taubengraue Papier war mit einer hohen, großspurigen Damenhandschrift bedeckt, die Lotte, obwohl sie von wissenschaftlicher Handschriftdeutung nichts verstand, mit leichter Abneigung erfüllte. Sie zögerte nun auch nicht mehr, diesen Brief zu lesen.

Er begann: Sehr geehrter Herr von Schippenheil!" So erfuhr Lotte den Namen des fremden jungen Mannes, Leonhardt von Schippenheil. „Sie werden", so ging die hohe, dünne Handschrift weiter, „gewiß erstaunt sein, von einer Ihnen völlig fremden Dame einen Brief zu erhalten. Allein, was mich veranlaßt, Ihnen zu schreiben, ist von einer so großen Bedeutung sowohl für Sie als auch für mich, daß ich es vor meinem Gewissen nicht mehr verantworten könnte, Sie noch länger in Unwissenheit zu lassen über Dinge, die Ihre wichtigsten und persönlichsten Verhältnisse betreffen. Dies mag Ihnen übertrieben und vielleicht pathetisch klingen, und nicht zu Unrecht werden Sie sich fragen, was ich, eine Frau, die Sie doch gar nicht kennen, über Ihre Verhältnisse zu sagen wüßte, das nicht auch Ihnen selbst bekannt wäre. Hierauf kann ich Ihnen nur entgegnen, daß es dennoch so ist. Es liegt nicht in meiner Absicht, Ihnen dies hier schriftlich auseinanderzusetzen. Nur eins kann ich Ihnen versichern: Mir sind durch eine unglückselige Fügung gewisse, gegen Sie gerichtete Bestrebungen zur Kenntnis gekommen, die für Sie eine äußerste Gefahr bedeuten, ja in ihrer Konsequenz geradezu tödliche Folgen nach sich ziehen müssen. Und ich beschwöre Sie", hier wurde die hohe dünne Handschrift in auffallender Art fahrig und unregelmäßig, „glauben Sie mir, auch wenn es Ihnen ungereimt und lächerlich erscheinen mag! Sie werden sofort anders darüber denken, wenn Sie mit mir gesprochen und die Beweise, die ich Ihnen vorlegen kann, gesehen haben werden. Durch die Macht der Umstände sind unsere Schicksale aneinandergeschmiedet, denn wenn Sie meine Warnung überhören, dann sind nicht nur Sie verloren, sondern auch ich bin es. Ich erwarte Sie am Dienstag, dem 10. März um halb zwölf Uhr nachts. Dann werden Sie alles erfahren." Die Unterschrift war deutlich geschrieben: Manja Stojowska.

Diesen Brief las Lotte mit leicht gerunzelter Stirn und skeptischen Mundwinkeln. Aus dem Café kam Musik und ein feiner Sprühregen fiel vom dunkel verhangenen Himmel. Lotte steckte die Brieftasche ein, klappte ihren Mantelkragen hoch und ging mit ihren langen, federnden Schritten die Joachimsthaler Straße hinauf, wobei sie grübelnd vor sich hin auf das Pflaster blickte. Es war, wie man es auch drehte, eine komische Geschichte. Es war heute Dienstag, der 10. März, und es war 23 Uhr 30 (als sie an der Normaluhr vorbeikam), also genau die Stunde, wo diese Stokowskaja oder wie sie hieß, den freundlichen jungen Mann aus der Kinologe erwartete, um ihm irgendeine hysterische Geschichte zu erzählen. Daß diese Person hysterisch sein mußte, war völlig klar, denn erstens waren für Lotte alle Frauen, die Wendungen wie „Ich beschwöre Sie!" gebrauchten, von vornherein hysterisch, zweitens aber war das Benehmen des jungen Mannes — wie hieß er doch gleich? — dieses Herrn Schippenheil, gar nicht von der Art gewesen, als ob er diesem Brief eine besondere Bedeutung beigemessen hätte. Er hatte zwar wiederholt auf die Uhr gesehen, war auch ziemlich schnell verschwunden, so daß wohl anzunehmen war, daß er — sicherlich aber nur aus Neugierde! — der seltsamen Einladung Folge geleistet hatte; aber wie ein Mann, der „tödliche Konsequenzen" erwarten mußte, hatte er wahrhaftig nicht ausgesehen.

Nein, der Herr von Schippenheil war munter und guter Dinge gewesen. Hatte sich wohl auf das bevorstehende Abenteuer gefreut. Natürlich, Abenteuer. Lotte blieb plötzlich stehen. Was gingen sie diese verdammte Brieftasche und der Herr von Schippenheil und die hysterische Gräfin (sie war gar keine Gräfin) überhaupt an? Mochten sie sich doch Briefe schreiben und Konsequenzen ziehen und Abenteuer erleben, soviel sie wollten, wie kam man denn dazu, sich auch noch um die Sorgen solcher Leute zu bekümmern, als ob man an den eigenen Sorgen nicht gerade genug hätte. Das war genau so ein Windhund wie alle anderen, dieser Herr von Schippenheil! Schluß damit jetzt! Lotte war plötzlich ziemlich erbost. Und während sie den Blick hob, um ihren Weg durch die Kaiserallee fortzusetzen, gewahrte sie ein Schild mit der Hausnummer 168. Elf Häuser weiter wohnte diese Russin, und — mußte nicht Herr von Schippenheil gerade bei ihr sein?

Lotte überlegte nicht lange. Sie schob trotzig die Unterlippe vor und zog ihr braunes Mützchen noch schiefer und noch verwegener über das linke Auge. Mochten doch diese Leute denken, was sie wollten! Schön, sie hatte den Brief gelesen, aber hatte sie ihn nicht lesen müssen? Und überhaupt, der gnädige Herr konnte von Glück sprechen, wenn er seine Brieftasche noch am selben Abend heil zurückerhielt. Die kleine Störung mußte er eben mit in Kauf nehmen — geschah ihm ganz recht! —, dafür durfte er sich den Finderlohn getrost hinter den Hut stecken. Und hiermit war dann diese Angelegenheit erledigt und begraben.

So dachte Lotte.

Aber die Angelegenheit war hiermit weder erledigt, noch begraben, sondern sie fing überhaupt erst an, eine Angelegenheit zu werden.

Dreimal klingelte Lotte, ohne daß sich das geringste rührte. Das Haus Kaiserallee 179a war eine ziemlich große, efeubewachsene Villa, die etwas erhöht in einem Park stand, den ein eisernes Gitter umzäunte. Vom Gittertor an der Straße konnte man die Umrisse des Hauses deutlich zwischen den dunklen Bäumen erblicken, vor allem schon darum, weil sowohl im Parterre wie im ersten Stock sämtliche Fenster hell erleuchtet waren. Neben dem Briefkasten und dem Klingelknopf war ein Messingschild an dem Gitter angebracht, worauf der Name Kilian zu lesen war. Lotte verlor die Geduld, und da sie in diesem Augenblick

bemerkte, daß das Gittertor nur angelehnt war, drückte sie es auf und schritt auf das Haus zu.

Der nasse Kies knirschte leise unter ihren Füßen. Von großen dunklen und kahlen Bäumen fielen dicke Tropfen auf den Weg; der Garten roch nach Regen. Lotte stieg ein paar Stufen zu der schweren, mit Schnitzwerk versehenen Eichentür herauf, und schon von einiger Entfernung aus bemerkte sie, daß auch diese Tür offenstand, denn durch einen etwa zwanzig Zentimeter breiten Spalt drang gedämpftes Licht hervor. Es war so, als wäre ein Dienstmädchen ganz schnell zum Briefkasten hinübergeflitzt, um in einem Augenblick wieder zurück zu sein. Da aber das ganze Haus hell erleuchtet war, mußte Lotte annehmen, daß auch noch andere Leute anwesend sein würden, um sie einzulassen. Merkwürdigerweise kam aber niemand, obwohl Lotte drei- oder viermal an dem altertümlichen Klingelzug zog, der zweifellos funktionierte, denn sie hörte jedesmal ein fernes Läuten. Aber niemand erschien.

Was Lotte nun tat, war keine überlegte Handlung. Es wurde denn auch späterhin als Argument gegen sie benutzt, daß sie unaufgefordert und dreist, mitten in der Nacht, ein fremdes Haus betreten haben wollte, was ebenso unglaubwürdig erscheinen mußte wie alles, was sie in diesem Hause gesehen zu haben vorgab. Es wurde ihr vorgehalten, daß jeder überlegene Mensch in der gleichen Lage vernünftigerweise eben so lange gewartet hätte, bis jemand gekommen wäre, um sie einzulassen. Dagegen wandte dann Lotte immer wieder ein, daß sie nun einmal unvernünftigerweise nicht überlegt, daß sie sich im Grunde überhaupt nichts gedacht hatte und einfach in das Haus eingedrungen war, da sie ja erwarten mußte, nach ein paar Schritten jemand zu begegnen. Aber wie dem auch gewesen sein mochte, es wurde ihr ja späterhin sowieso kein Glauben geschenkt, wie man ja auch ernsthaft versuchte, sie davon zu überzeugen, daß sie überhaupt die Erlebnisse dieser Nacht nur geträumt hatte!

Um bei den Tatsachen zu bleiben, so hatte sie ja zunächst nur die Tür mit der Fußspitze aufgestoßen. Sie hatte eine Art Halle erblickt, die schwach erleuchtet war, da nur eine Deckenlampe brannte, und war dann ganz mechanisch eingetreten, um hier zu warten, bis jemand kam. Der Boden der Halle bestand aus großen quadratischen Fliesen, über die, in der Form eines Kreuzes, zwei rote schmale Läufer gelegt waren, der eine von der Eingangstür geradeswegs auf die Treppe zu, die ins obere Stockwerk führte, der andere verband eine breite, offene Schiebetür auf der linken Seite der Halle mit einem Korridor, der rechts abging, aber durch ein reich verziertes altes Eisengitter mit vergoldeten Stabspitzen von der Halle abgeschlossen wurde. Es war ein finsterer, steinerner Korridor, hinter dem Gitter, und er erinnerte weit eher an ein dunkles Kloster als an ein Berliner Privathaus.

Lotte ging ein paar Schritte neben dem Läufer über die kalten Fliesen, mit betont festem Tritt, dann lugte sie mit höflicher Neugierde durch die geöffnete Schiebetür zur Linken und in den nebenan gelegenen Raum. Da dieser von einem großen Kronleuchter hell erleuchtet war, dachte sie, hier jemand anzutreffen und klopfte gegen das Mattglas der Türfüllung. Alles blieb still und sie setzte zögernd einen Fuß in den Raum und rief „Hallo!"

Dieser Raum war halb ein Wintergarten und halb ein Salon der 80er Jahre, mit verblaßten Dekorationsstoffen, schweren Prunksesseln und Tischchen mit vergoldeten Spinnenbeinen, auf denen verstaubte Palmen modrigen Geruch verbreiteten. In einer Ecke stand ein Mohr aus Holz in Lebensgröße, bunt bemalt, mit Turban, goldenen Ohrringen und einem ziemlich verrosteten Tablett in den Händen, auf dem alte Besuchskarten gilbten. Ein vertretenes, ausgefranstes Leopardenfell lag quer vor der Schiebetür, während über dem großen, ungeheizten Kamin ein Elchgeweih prangte. In einem Erker mit Butzenscheiben und einer halbrunden Sitzbank aus Holz, die so angestrichen war, als wäre sie eine steinerne Bank in einem mittelalterlichen Burgverließ, hing an einer kupfernen Kette ein Schiff von der Decke herab, eine Dreimastbark mit schwarzen, zerschlissenen Segeln. Lotte blickte nicht ohne leises Frösteln in diesen muffigen Antiquitätenladen.

Der grinsende Mohr starrte sie mit einem schwarzen Schafsgesicht an und die unerklärliche, in diesem Augenblick fast unheimliche Stille machte sie unsicher und nervös. Sie rief noch einmal: „Hallo! Ist hier jemand?" und horchte regungslos, aber sie hörte nur das leise Rauschen des Windes vor den Fenstern. Es schien undenkbar, daß überhaupt eine lebende Seele in dem Hause anwesend war. Lotte lauschte so angespannt, daß sie ihr Blut in den Ohren schlagen hörte.

Und dann hatte sie auch schon genug davon. Sie drehte sich auf dem Absatz herum und wandte sich zum Gehen. Dabei nun fiel ihr Blick auf die Frau, die, von einem großen Gobelinstuhl zum Teil verdeckt, links vom Kamin leblos auf dem Boden lag.

Lotte hatte noch nie einen toten Menschen gesehen, und sie, die sich jederzeit viel darauf zugute gehalten hatte, so ziemlich mit jeder denkbaren menschlichen Situation in irgend einer Art fertig zu werden, sie sah plötzlich entsetzt und gelähmt, daß sie unfähig und ratlos war wie ein neugeborenes Kind. Sie stand wie versteinert, das eine Bein wie zum Gehen vorgesetzt, mit weiten blicklosen Augen, und in der Tat, wenn sie überhaupt eines Gedankens fähig war, dann war es der, daß dies alles nur ein sinnloser Traum sein müsse. Sie sah, wie in einer Vision, sich auf die Frau am Boden zueilen, sie aufheben, nach ihrem Herzschlag fühlen, den dünnen roten Blutfaden, der quer über das wächserne Gesicht lief, fortwischen und laut um Hilfe schreiend, durch das Haus rasen, — aber nichts von all dem tat sie, sie vermochte ja keinen Finger zu rühren, sie wagte nicht einmal den Blick zu erheben. Sie stand wie angewurzelt, stand wie in einem Zauberkreis, umgeistert vom Flügelschlag tückischer Dämonen, fühlte das hölzerne Lächeln des albernen Mohren auf sich ruhen und, wie einen nicht zu ertragenden Alp, ringsum die tödliche Stille. Wie kurz vor einer Ohnmacht wurde ihr Bewußtsein dünn und dünner, als blicke sie durch eine sich beschlagende Glasscheibe, und dennoch vermochte sie ihre Augen nicht loszureißen von dem leblosen Körper auf dem Fußboden.

Von dem schmalen backenknochigen Gesicht tropfte dünn das Blut auf den Parkettboden und verlief sich in den Ritzen zwischen den Dielen. Das kupferrote üppige Haar umzüngelte wie lohende kleine Feuergarben die erstorbene Weiße des Gesichts, in dem die weh geschwungenen Lippen, unnatürlich orangefarben geschminkt, wie eine fremde bunte Blume leuchteten. Von den gepuderten marmorglatten Schultern waren die dünnen Träger abgeglitten, und das schwarze Abendkleid umschloß einen offenbar hoch gewachsenen und schmalen Leib. Mit einer rätselhaften Hellsichtigkeit, die Lottes gelähmte, wie in Eis erstarrte Gedanken plötzlich durchbrach wie eine Nebelwand, wurde ihr bewußt, daß, was auch geschehen war, es sich nur vor wenigen Minuten ereignet haben konnte, daß sie vielleicht nur um eine winzige Spanne Zeit zu spät gekommen war, um möglicherweise diese fremde Frau vor dem Tode zu bewahren. Es mochten allerhöchstens zwei Minuten vergangen sein, seit sie dieses gottverlassene Haus betreten, und nicht mehr als fünf oder sechs Minuten, daß hier in diesem Raum ein Lebender geweilt haben mußte.

Diese Erwägung brachte sie mit einem Schlage in so große Nähe eines unbekannten, jedenfalls verhängnisvollen Schicksals, daß sie plötzlich eine jagende, fieberhafte Angst verspürte, als wäre sie dem Räderwerk einer mörderischen und vernichtenden Maschine zu nahe gekommen. Ihre Glieder lösten sich aus dem erstarrten Schrecken, sie lief zu der Tür, und die wenigen Sekunden, da sie diesem immer den Rücken kehren mußte, fühlte sie sich wehrlos und preisgegeben, als wäre ein Gewirr von gierigen, greifenden Armen pfeilschnell hinter ihr her. Es war ein so jähes und körperliches Angstgefühl, wie sie es seit ihrer Kindheit nicht mehr empfunden, und wohl auch nicht mehr für möglich gehalten hatte. Sie lief durch die Diele, die wenigen Stufen hinab ins Freie, über den Kies, der unter ihren jagenden Füßen aufspritzte wie Wasserpfützen, durch das offene Gittertor, lief immer noch, in ihrem braunen Kamelhaarmantel und den klappernden, festen Sportschuhen über das nasse Pflaster der Kaiserallee etwa dreißig Meter auf das Atrium zu, ohne irgend etwas anderes zu denken als: Polizei — Polizei — — —

(Fortsetzung folgt.)

Blüten im Salzwind.

Kurzgeschichte von Arnold Krieger.

Das dritte Trompetensignal! An Land, ihr Unersättlichen, die ihr am Abschied klebt!

Gelöst sind die Trossen.

Der wuchtgeladene Gigantenleib erzittert unterm Drehdruck seiner Turbinen. Die Wasser rauschen empört auf. Winzige Striche stehen in den acht Stockwerken, winkende Menschlein.

Keiner ist so selig durchschüttert wie das Fräulein bei den Douglaskübeln.

Man möchte sein Glück hinausschreien, man möchte über die Spille hopsen, man hat es geschafft, man ist angeheuert als Gärtnerin der Hapag!

Ob es vorbehalten wird — das Glück?

Es gibt viel zu tun für das junge Mädchen. O weh! Wird man überhaupt Zeit haben, sich auszufreuen?

Die Kästen werden bepflanzt, die Tischvasen täglich zweimal erneuert, Töpfe verkauft, unzählige Töpfe.

Hübsch anordnen können, das ist die Hauptsache. Herr Söneblund und Gattin feiern Ehejubiläum — des Meeres und der Liebe Wellen, großartig — die Tafel wird besonders dekoriert mit blaßroten und goldgelben Rosen, mit Tuffs und Moospolstern und duftfeinen grünen Schleiern — Frau Jordan fährt zum Begräbnis ihrer Schwiegermutter und erkundigt sich nach geeignetem Trauerschmuck — well, mit Vergnügen, wir empfehlen eine neuartige Girlande mit ganz kleinen Palmeinlagen —

Diese vielen Bordfestlichkeiten! Da kommt man auch einmal in den Tanzsaal der ersten Klasse. Da wagt man kaum ein „Ah“ heraufzuseufzen. Mosaiken schimmern von den Wänden. Ein Säulenreigen nimmt einen gefangen. Riesige Kelche gluten. Große Schalen wölken blau.

Sie geht hinaus, zu ihrer Gärtnerei zurück. Sie ist noch benommen. Tanzen darf man dort nicht. Aber vielleicht gibt es heute was Gutes im Bordkino.

Die See wird unruhig. Werden die Schlingertanks ausreichen? Sieh da, schon hängt ein starker Mann über die Reling mit einem Gesicht, grün wie Kräuterkäse. Wie sonderbar, die älteren Engländerinnen kaufen plötzlich alle Ansteckblumen. Ob das auch etwas damit zu tun hat?

Hoa-ho, schreien die Burschen, die drei geschlagene Stunden ihr Shuffle-Board spielten. Mancher zwinkert im Vorübergehen der Gärtnerin zu. Sie aber hat nur Blick für ihre gepeinigten Zöglinge, die hier ungünstig stehen und Salzspritzer bekommen. Sie versucht, die Kübel etwas zu rücken. Es geht nicht und hat auch wenig Sinn.

Als sie aufblickt, steht ein Knabe vor ihr. Vierzehn Jahr mag er alt sein. „Kann ich helfen?“ fragt er auf englisch. Sie verneint lächelnd, erzählt ihm, was es mit diesen Blumen auf sich habe.

„Ja, der viele Wind tut ihnen nicht gut, und sie müssen wohl immer Süßwasser bekommen“, meint der Junge, aber er scheint an etwas ganz anderes zu denken. Da erinnert sie sich, daß er ihr schon am ersten Tag aufgefallen ist.

Der Bläser mahnt zum Lunch. „Ich heiße Edvard Perry“,ruft er ihr noch hastig zu, und sie staunt hinter ihm drein. Es ist ein bildhübscher, zarter Knabe. Seine braunen Augen haben etwas von dem dunklen Sammetbesatz mancher Falter. Seine Stimme ist männlich rauh, aber mit kindlichen Zwischenlichtern. Die Gärtnerin schüttelt den Kopf.

Am nächsten Morgen ist Edvard wieder bei ihr. Es ist noch früh. Aber die Sonne brütet schon. Edvard legt die schmalen Hände auf die Eisschlangen und fährt zurück. „O wie sehr kalt!“

Die Gärtnerin stellt den Japankorb beiseite und macht sich daran, einen Tuff zu binden, aus getüpfeltem Farn und Ziergras. Edvards Augen ruhen auf ihr. Sie lächelt ihm ratlos zu. Er sagt: „Meine Mutter mag Blumen nicht, nur Schwertlilien.“ — „Wo sind deine Eltern, Edvard? Warum läufst du ihnen fort?“

„Die schlafen noch. Die schlafen immer so lange. Fahren Sie auch nach Newyork?“

„Ja, aber ich bleibe nur zwei Tage dort. Ich muß neue Schnittblumen einkaufen.“

„Schade“, sagte er leise.

Da kommt der Obersteward und hat eine kurze Besprechung mit ihr. —

Wie schnell diese fünf Tage zu Ende gehen! Edvard ist jeden Augenblick bei ihr. Er fragt und erzählt und fragt. Was sein Vater sei, erkundigt sich die Gärtnerin. „Nichts“ — „Ich meine, welchen Beruf er hat, Edvard.“ — „Er ist nichts. Er ist nur Lord.“ Melancholisch schiebt er die Lippen vor.

Das Blumenmädchen aber muß vor Verblüffung lächeln.

Das andere kommt nach. Gerade als sie einige kränkelnde Violen unter den Händen hat, enttropft ihren Augen das salzige Naß.

Sofort aber wischt sie sich zornig die Augen.

Tränen sind ja auch wie Ozeanspritzer! Und sie haucht begütigend über die Violen. —

Ja, jetzt ist es zu Ende. Das da ist schon das Feuerschiff von Ambrose. Hier beginnt die Einfahrt von Newyork.

Das kleine Zwischenspiel ist wohl von niemand bemerkt worden. Oder hat man in der Lästerallee der Liegestühle davon Notiz genommen?

Es scheint, als hätte Edvard seine Eltern bestürmt, die Gärtnerin zu sich zu bitten — für den eigenen Garten.

Der Lord murmelt so etwas. Die Gattin souffliert ihre großen Bedenken. Einen Augenblick ist das Mädchen rasend glücklich. Dann weiß sie, daß es nicht sein darf.

Der Engländer nickt erleichtert. Er will ihr eine Banknote aushändigen. Das Mädchen wird feuerrot und wendet sich ab.

Da ist Edvard bei ihr. Seine Augen sind unendlich traurig. Er beugt sich rasch über ihre Hand.

Ein Signal zerreißt alles.

Vier Landungsbrücken schweben.

Die Gärtnerin wartet, bis die tausendvierhundert ausgestiegen sind.

Ein Riesenkran dreht den Fangarm. Er kommt auf sie zu. Sie will schreien, als käme er, ihr das Herz aus der Brust zu reißen.

Dann hat sie sich wieder in der Gewalt.

Sie verläßt das Schiff mit klarem Sinn.

In der Handtasche liegt ein Kleinod: ihr Heuerschein

Oberkellner Lindgren.

Heitere Skizze von H. W. Bürkmayer.

Die Saison ließ sich gut an. Oberkellner Lindgren von Hotel Bergström hätte zufrieden sein können. Er war es aber ganz und gar nicht. Lindgren war verliebt. In das reizende Fräulein Wilma, Kaltmamsell und Bonkontrolleuse.

Eigentlich ist das Verliebtsein ein glücklicher Zustand. Wenn man aber von dem Gegenstand der Anbetung einen Korb bekommt, dann ist das Unglück fertig.

Und Lindgren bekam eine Abfuhr. „Melden Sie sich wieder, wenn Sie Hotelbesitzer geworden sind!“ bekam er zur Antwort.

Oberkellner Lindgren würdigte dieses Verlangen. Er selbst hatte gar nicht die Absicht, immer und ewig Kellner zu bleiben. Sein Ehrgeiz hing aber auch nicht daran, Hotelier zu werden. Nein — Lindgren wollte viel höher steigen. Er wollte berühmt werden. Wilmas Korb gab ihm noch größeren Ansporn, dieses Ziel zu erreichen. So begann er denn einen Roman zu schreiben. In seinen freien Stunden natürlich.

Jawohl, einen richtigen Roman mit allerlei Verwicklungen und aufrührenden Liebesszenen. Als Titel wählte er: „Der Quell des Lebens heißt Liebe!“

An dem Tag, an dem Lindgren sein dichterisches Erzeugnis an einen Verleger in der Hauptstadt abgesandt hatte, erlaubte er sich einen zweiten Annäherungsversuch an Fräulein Wilma. „Ich habe soeben einen Roman fertiggestellt“, sagte er zu ihr in einem Ton, als wäre Romanschreiben für ihn nicht schwieriger als Suppe servieren. „Das Werk ist heute abgegangen.“

„Einen Roman? Sie haben einen Roman geschrieben?" Fräulein Wilma legte Ehrfurcht in die Frage. „Da bekommen Sie doch klotzig viel Geld dafür?"

„Ich hoffe es." Lindgren sagte es mit Zuversicht im Ton, worauf Fräulein Wilma nicht umhin konnte, das freundlichste Gesicht aufzusetzen und des Oberkellners Hand „aus Versehen" zu streifen.

Nun, der Roman kam zurück. Lindgren war aufs tiefste verletzt über die Ablehnung, aber doch nicht so sehr, daß er vergaß, ihn sofort an einen zweiten Verleger abzusenden. Der Erfolg war der gleiche, auch ein dritter und vierter Versuch endeten nicht besser.

Von diesem regen Postversand erzählte Lindgren natürlich nichts seiner Angebeteten. Da mittlerweile immerhin sechs Wochen vergangen waren, wunderte sich Fräulein Wilma stark, daß sie von der Romanangelegenheit nichts mehr zu hören bekam, und so sagte sie zu Lindgren eines Tages geradeheraus: „Das Geld für den Roman — kommt es bald? Oder haben Sie es am Ende schon?"

„Noch nicht. Aber ich erwarte es täglich." So log Lindgren. In Wirklichkeit hatte er nichts mehr zu hoffen. Die Verzweiflung erfaßte ihn mit aller Macht, ließ ihn sogar seine dienstlichen Pflichten vernachlässigen. Daraufhin Anschnauzer vom Chef und — da er die öfter von Fräulein Wilma gestellte Frage nach dem Geldeingang stets mit Nein beantworten mußte — auch von dieser Seite respektlose und wegwerfende Behandlung.

Der unzufriedene Ehrgeiz veranlaßte Lindgren zu törichtem Tun. Er beschäftigte sich mit Selbstmordgedanken. Und eines Abends — er hatte dienstfrei — schwang er sich auf die Brüstung der Mälarbrücke und wollte sich in den Kanal stürzen. Letzte Bedenken ließen ihn auf dem Geländer zögern. Ein herankommendes Auto stoppte kurz, der Insasse am Steuer schien die Situation erfaßt zu haben. Er sprang jedenfalls aus dem Wagen und riß Lindgren energisch von seinem erhöhten Standpunkt herunter. Etwas außer Atem und aufgeregt fragte er: „Ein Mann und Selbstmord! — Wie kommen Sie auf solchen Blödsinn?"

Lindgren antwortete nicht gleich. Er war beschämt. Aber dem Mann aus dem Auto gelang es doch durch Zureden, den Grund zu erfahren.

„Toller Unsinn", sagte er, als er sich alles geduldig angehört hatte. „Kann ich den Roman lesen?"

Lindgren bejahte die Frage.

„Gut. Dann bringen Sie ihn mir morgen ins Hotel Vasa. Brandson ist mein Name." —

*

Am andern Tag war Lindgren pünktlich zur Stelle. Brandson empfing ihn auf seinem Zimmre. Als er das umfangreiche Manuskript in der Hand hielt und den Titel gelesen hatte, sagte er: Großartig! Ich kaufe Ihnen den Roman ab. Sagen wir für zweitausend Kronen."

Lindgren starrte blöde, sagte dann: „Aber — Sie kennen den Inhalt ja gar nicht!"

„Nicht nötig!" Brandson lachte breit. „Mir genügt der Titel. Den bezahle ich. „Der Quell des Lebens heißt Liebe" — das ist fabelhaft gesagt. Natürlich mit einer kleinen Änderung. Es wird bei mir heißen: „Der Quell des Lebens heißt — Brandsons Soda!" Haha, eine feine Reklame. Sie sind doch damit einverstanden?"

Lindgren wäre jetzt wirklich ein Dummkopf gewesen, hätte er nein gesagt. So bejahte er schnell und mit Nachdruck, obwohl er diesen Sodawasserfabrikanten für vollkommen übergeschnappt hielt.

Das Geld wurde aber bezahlt. Lindgrens Ehrgeiz war befriedigt, von seiner Verliebtheit war er auch geheilt. Man sah es aus seinem Verhalten Fräulein Wilma gegenüber. Als sie ihn wieder spöttisch nach dem Romangeld fragte, gab er zur Antwort: „Das Geld ist angekommen. Im übrigen merken Sie sich, daß ich es nicht liebe, mich mit dem — Küchenpersonal zu unterhalten." Mit dieser ungeheuerlichen Beleidigung nahm Lindgren Abschied vom Hotel Bergström. Er kaufte sich eine Kneipe, und sein Ehrgeiz zielte nur noch dahin, möglichst viel von Brandsons Soda umzusetzen.



Bunte Chronik



Eine Erfindung, die man einem Kind verdankt.

Der Luftschlauch des Fahrrads ist, wie man weiß, von dem in Belfast in Nordirland lebenden Tierarzt Dunlop erfunden und in die Praxis eingeführt worden. Die Anregung zu dieser den Gebrauch des Velos ungemein erleichternden Erfindung erhielt aber Dunlop durch seinen kleinen Sohn, dem er ein Fahrrad geschenkt hatte. Für den Jungen war nun das Radfahren recht unterhaltsam, aber gleichzeitig war es auch sehr anstrengend, denn auf dem holprigen Pflaster von Belfast sah er sich ständigen Erschütterungen ausgesetzt, die auch der dünne Vollgummi der Räder nicht wesentlich zu mildern vermochte. Er sann deshalb über Mittel nach, wie man sich diese Knochenerschütterung erleichtern könne. Schließlich verfiel er auf den Ausweg, einen Gasschlauch aufzublasen und damit eines der Räder zu bereifen. Der Versuch gelang auch, und der Erfolg, der mit diesem primitiven Mittel erzielt war, gab dem Vater den Anlaß, sich eingehender mit der Sache zu beschäftigen. So erfand er den pneumatischen Reifen, auf den er ein Patent nahm — es war eine der Erfindungen, deren gewaltige Tragweite ursprünglich nicht einmal geahnt wurde und die ihre volle Bedeutung erst mit dem Aufkommen des Automobils erhalten sollte.

Schule mit Intelligenz-Thermometer.

Die Direktorin einer Newyorker Schule hat einen Entschluß gefaßt, den viele gute Schüler von Herzen begrüßen werden. Sie will für alle, die eine überdurchschnittliche Auffassungsgabe besitzen, die Schulzeit täglich verkürzen. Zu diesem Zweck führt sie in jedem Jahre eine Intelligenzprüfung durch. Wessen Intelligenz über dem Intelligenzquotienten 100 liegt, der wird im nächsten Schuljahr der neuen Vorteile teilhaftig, d. h. er braucht täglich nur zwei Stunden am Morgen in die Schule zu gehen, um dort das Pensum zu erlernen, wofür die Dummen und Faulen den ganzen Vormittag nötig haben und das sie dennoch meistens vergessen.

Im Anschluß an die zweistündige Schulzeit dürfen die auserwählten Musterknaben ihren Lieblingsbeschäftigungen nachgehen, etwa Musik treiben, Schiffahrtskunde oder Astronomie studieren, je nach Lust und Liebe. Auf diese Weise hofft die Newyorker Schuldirektorin die Langeweile aus den Klassen zu verbannen, die immer dann um sich greift, wenn für Schüler mit langer Leitung ein und dasselbe Thema stundenlang durchgekaut werden muß, obgleich der größte Teil es längst begriffen hat.

Ob die Scheidung in schwarze und weiße Schafe durch Messung des Intelligenzquotienten einwandfrei ausfällt, das muß allerdings ernsthaft bezweifelt werden.



Lustige Ecke



Treffend.



„Findest du nicht auch, Adolf, daß man das Meer mit einem kleinen Kind vergleichen kann . . . es kann lächeln, und es kann toben . . !"

„Ja . . . und es ist immer naß!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.